

Bittere Orangen

Was kommt nach der Flucht? Der Luxemburger Ethnologe Gilles Reckinger hat in Saarbrücken vom Schicksal afrikanischer Flüchtlinge in Süditalien berichtet.

Von Hans Georg Schneider

Völlig erschöpft, oft unter Folien eingepackt, werden sie aus Schiffen an Land geführt: Die Bilder von der Ankunft Geflüchteter in Lampedusa sind um die ganze Welt gegangen. Die Menschen aus Afrika sind traumatisiert, aber sie haben die lebensgefährliche Flucht über das Mittelmeer überlebt.

Doch was ist dann? Was ist mit dem Traum von einem besseren Leben in Europa? Der Luxemburger Ethnologe Prof. Dr. Gilles Reckinger ist nach Lampedusa gegangen und den Flüchtlingen aufs Festland gefolgt. Viele, vor allem Männer, landen im Süditalien und werden in den kalabrischen Orangenplantagen ausgebeutet. In dem Buch „Bittere Orangen – Ein neues Gesicht der Sklaverei in Europa“ hat Reckinger sein Forschungsprojekt zusammengefasst.

Am 16. Mai hat der in Innsbruck und Luxemburg lebende Ethnologe in Saarbrücken in einer Veranstaltung der Aktion 3. Welt Saar vor rund 50 Interessierten über seine Erfahrungen berichtet.

Hungerlöhne und miserable Unterkünfte

So gut wie niemand unter den Flüchtlingen, egal welchen Status sie offiziell haben, bekommt in Italien einen Arbeitsvertrag, berichtete Reckinger. Die Menschen seien auf sich gestellt und darauf angewiesen, zu arbeiten. In Süditalien landeten die Männer in den Orangenplantagen und mussten unter menschenunwürdigen Bedingungen arbeiten. Arbeit gebe es nur von November bis März.



Nur auf den ersten Blick ein Idyll. Obstplantage in Kalabrien.

Foto: imago images

Jeden Tag werde von den Plantagenbesitzern entschieden, wer arbeiten darf. „Die Arbeitgeber können sich bedienen wie im Supermarkt“, illustrierte Reckinger seine Beobachtungen am „Arbeitsstrich“ von Rosarno, einer kleinen Stadt in der italienischen Stiefelspitze. Je 20 bis 30 Männer werden in Bussen in die Plantagen gebracht. Dort müssen sie für 25 Euro am Tag in Nässe und Kälte arbeiten. Fünf Euro gehen für den Bustransfer drauf. Und Arbeit gibt es vielleicht nur fünf bis zehn Mal in der Saison. Mittellos und ohne

Perspektive seien die Flüchtlinge zunehmend in Kalabrien gefangen. Zu den Hungerlöhnen, die nicht zum Überleben reichten, kämen „schreckliche Wohnverhältnisse“ in Containern, Zelten und Slumhütten.

Unrühmlich Rolle von Politik und Mafia

Die Orangenhaine in Kalabrien, meist in Familienbesitz, waren verwildert. Erst mit der Ankunft der Flüchtlinge lohnte es sich wieder, die Orangen zu pflücken und auf dem Weltmarkt zu verkaufen, berichtet Reckinger und verweist auf die mächtige Rolle der kalabrischen Mafia.

Trotz des Elends und der ganz unterschiedlichen Herkunft sind die Flüchtlinge untereinander solidarisch, hat der Autor erfahren. In dem Slum, das er erlebt hat, hatten sich urbane Strukturen ausgebildet. Es gab Suppenküchen, „Tante-Emma-Läden“, in denen man Lebensmittel billig und in kleinen Mengen kaufen konnte, es gab eine Fahrradwerkstatt und vieles mehr. Dann habe der italienische Innenminister diese

Zeltstadt abreißen lassen, damit diese Strukturen zerstört und der Mafia einen großen Dienst erwiesen, indem die ausgebildeten Formen von Solidarität und Selbsthilfe gleich mit zerstört wurden.

Was kann man tun? Auf diese Frage aus dem Publikum konnte auch Reckinger keine einfache Antwort geben. Im Geschäft danach fragen, wo die Orangen herkommen, und sich für die Lage der Plantagenarbeiter interessieren, wäre eine Sache. Eine andere Möglichkeit: Politikerinnen und Politiker auf das Problem hinweisen und fragen, was sie machen wollen.

Grundsätzlich gehe es darum, die europäische Agrarpolitik zu ändern und sich für faire Landwirtschaft weltweit einzusetzen.

Info

Wer sich weiter informieren will: Gilles Reckinger: „Bittere Orangen – Ein neues Gesicht der Sklaverei in Europa“, Peter Hammer Verlag, ISBN: 978-3-7795-0590-7, 232 Seiten, 24 Euro. Oder bei der Aktion 3.Welt Saar: www.a3wsaar.de.



Professor Gilles Reckinger in Saarbrücken. Foto: Hans Georg Schneider

Er war Hüter des Trierer Domschatzes

Im Alter von 91 Jahren ist der langjährige Trierer Diözesankonservator und Kustos („Hüter“) des Domschatzes, Professor DDr. Franz Ronig, am 21. Mai in Trier gestorben (vgl. „Paulinus“ vom 26. Mai, Seite 1).



Im Alter von 91 Jahren gestorben: Franz Ronig. Foto: Bistum Trier

Dompropst Prälat Werner Rössel würdigte den emeritierten Domkapitular als Menschen, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht habe, „das, was Menschen in religiöser Architektur und Kunst geschaffen haben, zu erhalten“. Rössel erwähnte in diesem Zusammenhang besonders die Renovierung des Hohen Domes zu Trier, an der Ronig ab 1966 maßgeblich beteiligt war. „Ihm ging es darum, Freude an den Formen und Farben weiterzugeben als lebendige Sprache“, sagte Rössel. „Als Zeugen der Frohen Botschaft wollte er die ‚Stummheit‘ der Objekte auflösen und sie in den Dienst der Verehrung Gottes stellen.“

Ronig wurde am 11. September 1927 in Troisdorf geboren. Der damalige Trierer Bischof Dr. Matthias Wehr weihte ihn am 3. April 1954 in Trier zum Priester. Ronig war als Seelsorger in Saarbrücken und Eppelborn eingesetzt und später als Lehrer tätig an der Marschall-Ney-Schule in Saarbrücken und am Gymnasium der Franziskanerinnen auf Nonnenwerth. Ab 1963 studierte er in Bonn; zwischenzeitlich war er Assistent am Kunsthistorischen Institut der Universität Saarbrücken. Im Januar 1966 wurde er zum „Dr. phil.“ promoviert. Seit diesem Jahr lehrte er Geschichte der christlichen Kunst und kirchliche Denkmalpflege an der Theologischen Fakultät Trier; später war er auch Honorarprofessor für Kunstgeschichte an der Universität Saarbrücken. 1989 wurde Ronig zum Honorarprofessor an der Universität Trier ernannt; die Theologi-

sche Fakultät Trier promovierte ihn 1990 zum Ehrendoktor.

Im Jahr 1966 begann auch sein langjähriger Dienst an den Kunst-, Bau- und Kultusobjekten der Trierer Kirche: Ronig wurde Bistumskonservator und Leiter der Abteilung „Bau und Kunst“ im Bischöflichen Generalvikariat. Ab 1971 bekleidete er auch das Amt des Leiters der kirchlichen Denkmalpflege und wurde zum Kustos („Hüter“) des Domschatzes. In diesem Bereich übernahm er zahlreiche weitere Ämter, etwa als Mitglied im Landesbeirat für Denkmalpflege und der Arbeitsgemeinschaft Kirchlicher Museen und Schatzkammern.

Bereits 1978 war Ronig zum Päpstlichen Ehrenkaplan („Monsignore“) ernannt worden; ab 1994 war er Domkapitular an der Hohen Domkirche Trier, 2005 wurde er zum Päpstlichen Ehrenprälaten ernannt. Auch im weltlichen Bereich wurden Ronig Ehrungen zuteil: Er war Ehrenmitglied der Historischen Sektion des luxemburgischen Großherzoglichen Instituts, Träger des polnischen „Ordre du Mérite Culturel“, Träger des Ehrenbriefes der Stadt Trier. Im Mai 2005 wurde Ronig das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen.

Das Requiem, dem Bischof Dr. Stephan Ackermann vorstand, fand am 29. Mai im Trierer Dom statt; anschließend erfolgte die Beisetzung auf dem Friedhof im Domkruzgang. bip

Gastbeitrag

Kirchliche Hierarchie, der synodale Weg und die Anhörung zum neuen Bistumsgesetz

Gedanken zur Synodenumsetzung im Bistum Trier.

Von Josef Freise

Kardinal Reinhard Marx hat nach der Deutschen Bischofskonferenz in Lingen zu Fragen des Missbrauchs den „Synodalen Weg der Kirche in Deutschland“ angekündigt. Dieser sei vor dem Hintergrund der anhaltenden Krise der Kirche von der Deutschen Bischofskonferenz beschlossen worden. Der synodale Weg ist als gemeinsamer und offener Diskussionsprozess von Klerikern und Laien über die Zukunft der Kirche angelegt. In der Tat geht es um die Überwindung des Zwei-Klassen-Systems von Klerikern und Laien. Dieses Zwei-Klassen-System wurde in der Vergangenheit häufig mit der hierarchischen Grundstruktur der katholischen Kirche begründet. Kirchliche Hierarchie kann aber nicht für eine Zwei-Klassen-Struktur erhalten. Kirchliche Hierarchie darf nicht machtpolitisch instrumentalisiert werden; sie hat von ihrem Ursprung her eine spirituelle Ausrichtung.

Hierarchie bedeutet dem Wortsinne nach heiliger Ursprung, heilige Herrschaft und bezeichnet in

der vom Zweiten Vatikanum erläuterten Lehre von der Kirche das neue Gottesvolk mit Jesus Christus als seinem unsichtbaren Haupt. Jesus setzte die zwölf Apostel ein, die die Präsenz Jesu Christi in der Kirche verdeutlichen. Hierarchie zielt letztlich auf die sichtbare Stellvertretung Jesu. Die Ämter des Priesters, des Bischofs und des Diakons sind sakramentale Zeichen der Gegenwart Jesu Christi. Die Weihe gilt als ein unauslöschliches sakramentales Zeichen. Dieses sakramentale Zeichen kann verglichen werden mit der im vierten Gebot benannten Würde, die ein Mensch als Vater oder Mutter hat. Wer Vater bzw. Mutter geworden ist, bleibt dies das ganze Leben hindurch. Ebenso bleibt ein Mensch, der sich als Diakon, Priester oder Bischof geweiht hat, sein Leben hindurch Diakon, Priester, Bischof. Die hierarchische Struktur der Kirche hat also eine geistliche Bedeutung. Der Priester gewährleistet als Diener der Einheit in der Eucharistie die Gegenwart Christi. Problematisch wird der Bezug auf Hierarchie im Kirchenrecht dann, wenn das Weiheamt für die Begründung menschlicher Aufgaben und Funktionen herangezogen und machtpolitisch instrumentalisiert wird. Schon der Konzilstheologe und Kirchenrechtler

Karl Mörsdorf (1909–1989) verwies auf die notwendige Unterscheidung von Weihe und Aufgabe. Die Weihe ist eine Form der geistlichen Würde; sie kann nicht zeitlich begrenzt oder entzogen werden. Die Aufgabe der Leitung einer Gemeinde oder eines Bistums kann sehr wohl zeitlich und inhaltlich begrenzt werden. Der Machtmissbrauch in der Kirche hat in dieser Vermengung von Weihe und Leitungsaufgabe einen Ursprung. Wenn beispielsweise ein Pfarrer glaubt, kraft seines Weiheamtes in jedem Fall die Letztentscheidung bei Finanzfragen oder Personalfragen in der Gemeinde auch gegen Mehrheitsvoten zu haben, dann ist das ein Missbrauch seines Weiheamtes. Dass die katholische Kirche nur Bischöfe zu Kardinälen ernennt – das Kardinal sein ist kein Weiheamt –, kann als Missachtung des Volkes Gottes und insbesondere der Frauen angesehen werden. Die Kirche hat noch einen langen Weg vor sich, alle innerkirchlichen Strukturen des Machtmissbrauchs zu identifizieren und zu beseitigen. Wenn Bischof Willmer aus Hildesheim davon sprach, dass der Machtmissbrauch in den Genen der Kirche zu finden sei, dann ist dies kritisiert und –vielleicht sogar gewollt – missverstanden worden. Was er meinte,



Gedanken zur Synodenumsetzung: Dr. Josef Freise. Foto: Bruno Sonnen

war, dass der Machtmissbrauch tief in der Struktur der Kirche – beispielsweise auch im Kanonischen Recht – verankert ist.

Einige deutsche Diözesen haben aus der Vermischung von Weiheamt und Aufgabe die Konsequenz gezogen, nur diejenigen priesterlichen Dienste allein dem Priester vorzubehalten, die direkt mit seiner Weihe in Verbindung stehen. Das sind der Vorsitz am Tisch der Eucharistie sowie die Spendung des Beichtsakraments und der Krankensalbung. Alle anderen seelsorglichen Tätigkeiten teilen sie sich auch angesichts des Priestermangels mit haupt- und ehrenamtlichen Laien, die auf der Basis des Priestertums aller Gläubigen ebenfalls Anteil an den sakramentalen Diensten haben. Es

gibt in der Diözese Trier Priester, die mit Blick auf die Pfarrei der Zukunft die zukünftige Rolle von (nicht leitenden) Priestern von der sakramentalen Begleitung her neu in den Blick genommen haben. Das ist ein wirklich zukunftsweisender Ansatz. Er ist theologisch und spirituell begründet.

Hier sollen zwei Vorschläge gemacht werden, wie im Ersten Gesetz zur Umsetzung der Ergebnisse der Diözesansynode 2013–2016 die Unterscheidung von Weihe und Aufgabe konsequenter umgesetzt werden könnte. Der erste Vorschlag: Der Vorsitz des Leitungsteams einer Pfarrei der Zukunft könnte auch an einen hauptamtlichen Laien delegiert werden. Bei der Entwicklung der Priesterschaft ist schon jetzt absehbar, dass bald nicht mehr genügend Priester für die Leitung der (Groß-)Pfarreien zur Verfügung stehen werden. Wenn wir die hierarchische Struktur der Kirche nicht machtpolitisch, sondern spirituell deuten, können alle Leitungsaufgaben außer Eucharistievorsitz, Bußsakrament und Krankensalbung delegiert werden. Wenn Frauen die Leitung der Pfarrei der Zukunft wahrnehmen, ist dies ein Schritt in Richtung mehr Gleichberechtigung. Die Diözesen Osnabrück und München übertragen bereits jetzt in einzel-

nen Fällen die Leitung von Pfarreien an Laien.

Der zweite Vorschlag: Die vom Bischof eingesetzten Leitungspersonen sollten von dem jeweiligen Rat der Pfarrei bestätigt werden. Überall da, wo in der Vergangenheit Bischöfe, Pfarrer und andere hauptamtliche Seelsorger/innen gegen den Willen der Gläubigen mit Macht durchgesetzt wurden, trug dies zu Spaltungen in der Kirche bei. Die Bestätigung des Leitungsteams durch den Rat der Pfarrei beugt dieser Gefahr von Spaltungen in der Kirche vor.

Wenn die Pfarreien der Zukunft auch von Laien, Männern wie Frauen, geleitet werden können und wenn die vom Bischof eingesetzten Leitungen einer Pfarrei vom Rat der Pfarrei bestätigt werden müssen, wird die Zwei-Klassen-Trennung in Kleriker und Laien ein Stück weit überwunden und wir gehen damit einen deutlichen Schritt in Richtung einer synodalen Kirche.

Unser Autor Dr. Josef Freise war bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand 2017 Professor für Sozialwesen an der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen in Köln. Der Theologe engagiert sich ehrenamtlich in der Kirche von Neuwied.